

Strukturen ändern

Ärztemangel: Erlanger Studenten fordern Umdenken

VON JANA SCHNEEBERG

EBERMANNSTADT — Um der demographischen Entwicklung und dem Ärztemangel zu begegnen, müssen sich die Gesundheitsstrukturen in der Fränkischen Schweiz grundsätzlich ändern.

Das ist die Quintessenz der Forschung, die vier Erlanger Studenten des Masterstudiengangs Geographie zum Thema Gesundheitsversorgung in der Fränkischen Schweiz durchgeführt haben (*wir berichteten*). Ein Jahr lang setzten sich Philipp Köppe, Simon Reichenwallner, Marcus Kratschke und Felix Heit unter der Leitung von Professor Werner Bätzing vom Institut für Geographie an der Universität Erlangen mit dem Thema auseinander. Mit einer Tagung auf Burg Feuerstein, an der sich zahlreiche Gäste aus Wissenschaft und Praxis beteiligten, endete die wissenschaftliche Arbeit nun.

In einer abschließenden Pressekonferenz konnten die Studenten mit einer positiven Meldung beginnen: „Momentan ist die Hausarztversorgung in der Fränkischen Schweiz ausreichend.“ Doch damit endeten die guten Nachrichten, denn schon in fünf Jahren könnte das ganz anders aussehen. Momentan liege das Durchschnittsalter der 76 niedergelassenen Hausärzte in der Region bei 53 Jahren. Das Problem: Ein Drittel der Ärzte sei bereits über 60 Jahre alt und gehe bald in den Ruhestand. Nachfol-

ger sind rar, denn ländliche Regionen zählen seit langem schon nicht mehr zu den Wunschgebieten zukünftiger Hausärzte. Weniger Privatpatienten, längere Wege, unattraktive Arbeitszeiten: „Das macht das Land wenig attraktiv für junge Mediziner“, sagte Professor Werner Bätzing.

Gemeinschaftspraxen schaffen

Ein Ansatz ist daher, für sie mehr Anreize zu schaffen. Zum Beispiel, indem neue Praxisstrukturen entwickelt werden. „Ärztinnen, die Kinder haben und in Teilzeit arbeiten, könnten sich in Praxisgemeinschaften zusammenschließen“, meint Bätzing. Apotheken oder soziale Dienste könnten sich diesen Praxen anschließen, womit die medizinische Versorgung vor Ort gehalten könnte. Denn eines sei klar: „Wenn der Arzt weg ist, verliert auch die Apotheke ihre Kunden und schließt irgendwann. Dann stirbt der ländliche Raum aus.“ Denn medizinische Versorgung vor Ort sei ein enorm wichtiger Standortfaktor.

Eine weitere Möglichkeit, dem Ärztemangel zu begegnen, sei neue medizinische Dienstleistungen zu schaffen. Die „Dorfschwester Agnes“, früher eine Institution in jedem Ort, wäre dabei ebenso eine Variante wie eine so genannte „Vera“, eine Versorgungsassistentin. Sie beide könnten die Hausärzte im Alltag entlasten und sich um Routine-Behandlungen wie Verbandswechsel, Infusionen oder Injektionen kümmern. „Damit hat der Arzt, auf den durch die Überalterung sowieso



Schon in fünf Jahren könnte es in der Fränkischen Schweiz einen Mangel an Hausärzten geben.

Foto: dpa

mehr Patientenkontakte zukommen, Zeit für die schwierigeren Fälle“, sagte der Wirtschaftswissenschaftler und Unternehmensberater Jörg Hahn, der die Tagung moderierte.

Damit sich neue Strukturen wie diese durchsetzen, müsse sich jedoch politisch einiges tun, meinte er und unterstrich damit ein weiteres Forschungsergebnis der Studenten: Die hatten zum einen herausgefunden, dass die Landkreis-Grenzen, die für

die Kassenärztliche Vereinigung (KV) die Grundlage für die Anzahl der Hausärzte sind, der Entwicklung entgegen stehen. Zum anderen müsste neben der Bevölkerungsmenge auch die Altersstruktur in die Berechnung der KV einfließen. „Das würde die Handlungsgrundlage der Kassenärztlichen Vereinigung grundlegend ändern“, machte Hahn deutlich.

Hoffnungen, dass sich die politischen Rahmenbedingungen tatsäch-

lich in diese Richtung entwickeln, macht zumindest der vom Bundeskabinett verabschiedete Gesetzesentwurf, der genau dies beinhaltet.

Dennoch: Abzuwarten, bis die politischen Weichen gesteckt seien, würde für die Fränkischen Schweiz zu lange dauern. Hier helfe nur die Lösung im Kleinen. Ärzte, Apotheker und Sozialdienste müssten sich für kleine Projekte schon jetzt zusammenraufen und einfach anfangen, forderte Hahn.